

Im Burgtheater hat ein von Burckhard hinterlassenes Schauspiel, „Ewige Liebe“ von Hermann Faber, recht gefallen. Es macht keine Ansprüche, ist eine anständige Arbeit und wenn es da und dort durch eine falsche Sentimentalität verdrießt, so gleicht es das durch manchen hübschen Zug und den frischen Ton seiner Episoden wieder aus. Die Heldin, eine Art von auf den deutschen Schwank reducirter Magda, wird von der Witt mit einer hinreißenden Laune gespielt. Herr Keimers, schlicht und herzlich wie ein junger Baumeister, und das rührende Fräulein Medelsky stehen ihr bei. In den Episoden wirken Herr Kömpler und Herr Jeska sehr. Schade, daß Herr Thimig den Hanswurst nicht lassen kann. H. B.

Die Jungen verbünden sich im öffentlichen Leben gegen die Alten, aber es ist kein objectiver Wert, der damit erzielt wird. Die Sünden dieser werden von jenen erkannt und scheinbar vermieden, aber es ist doch nur das alte Sisyphuspiel, das da von neuem auf scheinbar neue Weise begonnen wird. . . Diese vollständig nihilistische Geschichtsphilosophie stellt den großen Hintergrund dar in Ibsens Comödie „Der Bund der Jugend“. Es gibt für diese Philosophie einen einzigen festen Wert im allgemeinen Fluß historisch menschlicher Erscheinungen — das, bei dem jeder Zweifel zum Schluss anlangt —: es ist das Glück des Einzelnen, das Glück, also auch die individuelle Sittlichkeit, die Persönlichkeit. Da ist ein Rechtsanwält und Vereinsmensch, der fortwährend sociale und politische Horizonte vorgaukelt, um vor sich und den anderen seine höchst persönlichen Zwecke zu verbergen. Er geht zugrunde an dieser lügenreichen Verkleidung, an der Phrase. Und da ist auf der anderen Seite ein schlichter braver Egoist, ein phraselofer, illusionstloser und bescheiden verliefelter Hüttenarzt ohne „Horizonte“ — der behält Recht. Die verbündete Jugend, wie das verbündete Alter sind Blasen, die aufsteigen und in trübes Wasser zerrennen. Aber der Einzelne, mit seiner inneren Wahrheit, der nichts will als sein ruhiges, rechtschaffenes, reines Glück, ist eine unzerstörbare, ewige Kraft. Die Frauen sind solche Einzelne von unzerstörbarer, ewiger Kraft. Die Frauen stehen auf Seite des Hüttenarztes und behalten Recht. Die Familie behält Recht. Das ist der Schluss der Ibsen'schen Comödie, der meiner Ansicht nach über die nihilistische und individualistische Gesinnung des Dichters keinen Zweifel läßt. Die gewöhnliche Auffassung sieht in diesem Stück etwas anderes: eine satirische Tendenz gegen eine einzige Person, gegen den Helden Dr. Steinhoff, den jungliberalen Rechtsanwält und Candidaten. Georg Brandes hat seinerzeit diese Deutung gegeben. Ich glaube, die Satire ist hier viel weiter gezogen, als man sieht oder sehen will. Ibsen rechnet mit der Masse überhaupt ab und ihren Führern und allen socialen Horizonten. Man wird diese Tendenz vielleicht hochmüthig, grausam, anarchistisch finden. Aber man kann nicht leugnen, daß sie echt Ibsenisch ist. Conservative, Liberale und Radicale wirft er in einen Topf. Nicht als Politiker, sondern als Dichter — von einem höheren Standpunkt aus, also freilich in sehr windischer Position — versucht er das politische Getriebe zu kritisieren. Darin liegt die Größe, aber auch die merkwürdige Unausgeglichenheit seiner Gesellschaftsdramen, deren Reihe eben von diesem „Bund der Jugend“ eröffnet wird. Im Alter von vierzig Jahren, fern vom Gezänke der Heimat, in einem inneren Uebergangsstadium, hat Ibsen ihn geschrieben. Nicht lange mehr dauert es, und er verfiel im „Volksfeind“ noch viel deutlicher seine Tendenz: die politische Resignation. Die trockene Privatmoral behält Recht, die Frauen behalten Recht, die Familie behält Recht! Hier wie dort. Nicht die schlechte Politik wird verhöhnt, sondern die Politik überhaupt, das große öffentliche Gesellschaftsleben, dessen Wesen von tausend Uebeln durchwurzelt ist. Wie sagt Daniel Heire im „Bund der Jugend“, Daniel Heire, der Ibsen'sche Philosoph, der Blagueur? „Mir persönlich ist's außerordentlich gleichgültig, ob sie den liberalen Hansen oder den conservativen Jensen in den Reichstag schicken.“ Man kann im Sinn des Dichters hinzufügen: oder den radicalen Steinhoff. Der Rechtsanwält Steinhoff ist ja nicht ärger und nicht besser als die vielen Freunde und Feinde um ihn — die dummen Großgrundbesitzer, die verlotterten Bürger, die affectirten Revolutionäre — er ist nur thätiger, darum kommt alles bei ihm heftiger zum Ausbruch. In den beiden ersten Acten ist er, weiß Gott, gar nichts so Besonderes: er ist der Reichsrathscandidat mit seinen vielfachen Beziehungen und Rücksichten. Erst wo der Dichter aus dramaturgischen Gründen die Steigerung und Verwicklung braucht, macht er seinen Helden zum vollendeten Abenteuerer, ja scheinbar zur Caricatur. Da sitzen dann die Leute im Parket und freuen sich: Wie lächerlich dieser Lügner. Aber der Dichter steht hinter ihnen und schmunzelt und denkt etwas anderes . . .

„Nun durchbraust mich nicht länger Liebeslust,
Und mir ist, als fühlt ich in meiner Brust
Sich etwas schon versteinern.“

„Doch freilich das konnten sie nicht verstehen,
Die unten am Staube kleben.“

In jedem Dichter lebt etwas vom Grund aus Antisociales. Keiner hat das stärker empfunden und ausgedrückt als Ibsen, der heute so populäre (beinahe Volksdichter) Ibsen. — — — Das Carltheater brachte neulich eine gute und namentlich in der Inszenierung sehr anerkennenswerte Darstellung dieses Stückes. Herr Schildkraut als Daniel Heire war hervorragend.

Im Raimundtheater hat auch die zweite Neuheit dieses Jahres durchzufallen verdient: „Alt Wien“, ein Stück aus Wiens Vergangenheit — wie die Herren Bohrmann-Kiegen und Schier stolz auf den Zettel schrieben Alt Wien! Das besteht in diesem „Stück“ natürlich bloß aus ein paar scenischen Bildern, Costümen, dem lieben Augustin und einem Kronprinzen Josef als weiblicher Hofenrolle. („Meinen Namen sollt Ihr nie erfahren, ich bin der. . .“ heißt es auch hier; das ist also jener Kronprinz, der dann im Fürsttheater Kaiser wurde.) Mit diesen Stimmungsspielerereien war ein Abend nicht zu füllen. Die Langeweile siegte.

In der Josefstadt hat man bei einem neuen Schwank von Hennequin, „Freunden der Häuslichkeit“, sehr gelacht. Er ist recht dumm, hat eigentlich weder Handlung noch Wit und hilft sich mit den ältesten Schablonen aus, dem heimlichen Sünder, der Schwiegermutter, die bezähmt wird, den zankenden Verliebten, und so weiter, aber er wird von Maran und der Pohl-Meister mit einer so herrlichen Berbe gespielt, daß man sich gar nicht besinnen und nicht widerstehen kann. Das sind in ihrer Art zwei schlechtweg classische Künstler, die sich neben die größten Namen der komischen Kunst wagen dürfen. Herr Pfann hat noch immer Talent und noch immer keinen Regisseur, der es ein bißchen ziehen würde. In kleinen Rollen debutierten ein Fräulein Sellen, eine etwas schwere, nicht elegante Berlinerinnen von Routine, und ein Fräulein Ida Sachs, eine Schülerin von Arnau, noch recht unbeholfen und links, aber mit frischen und angenehmen Tönen.

Bücher.

Dr. Josef Müller: System der Philosophie. Enthaltend: Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik, Psychologie, Moral- und Religionsphilosophie. Mainz, Lorenz Kirchheim, 1898.

Es will schon etwas heißen, wenn in unserem fin de siècle, dessen ursprünglicher Sinn sich so ziemlich in sein Gegenteil verkehrt hat, ein katholischer Verfasser in einem bei Kirchheim herausgekommenen Buche schreibt: „Die Religion muß auf vollster Höhe der Zeitentwicklung, der Cultur, der Wissenschaft stehen. Rückständige Momente müssen ausscheiden, neue befruchtende Fermente aus dem Bereich der großen Geistesentwicklung eingegliedert werden, sonst geht der Contact mit dem Zeitgeist, die Möglichkeit eines Einwirkens auf die fortgeschrittene Generation verloren und eine unheilvolle Kluft entsteht zwischen den religiösen und den rein natürlichen Tendenzen.“ Man kann das Buch katholischen Studenten unso-mehr empfehlen, als es die guten Eigenschaften eines Compendiums: Vollständigkeit bei mäßigem Umfange und Leichtverständlichkeit, noch mit anderen vereinigt, die man von Compendien gar nicht zu fordern pflegt: mit Gemüthswärme und ansprechender Darstellung. Der Verfasser ist eben ein Verehrer Jean Pauls, den er in mehreren Schriften dem heutigen Geschlecht wieder nahe zu bringen gesucht hat. Daß das Buch als Compendium nicht gründlich und tief genug sein kann, um den Forscher zu befriedigen, versteht sich von selbst.

Friedrich Nietzsche: Gedichte und Sprüche. Leipzig, Neumann, 1898.

Ich muß an Nietzsches Betrachtung über den Nutzen und Nachtheil der Historie denken, wenn ich beobachte, wie man philosophisch pietätvoll bemüht ist, den gesammten literarischen Nachlaß des Dichterphilosophen dem Publicum zugänglich zu machen. Frau Elisabeth Förster hat der „Historie“ bereits mehr als den kleinen Finger gegeben. Freilich hat sie es nicht rätlich gefunden, in der vorliegenden Sammlung auch die allerersten poetischen Versuche ihres Bruders aus seinem zehnten und elften Lebensjahr zu veröffentlichen, da sie nur „komisch“ wirkten. Nicht komisch wirken demnach die Gedichte aus der „dritten dichterischen Periode“ des Frühreifens, aus seinem vierzehnten Jahre; z. B. die Strophe:

Schirm dich Gott, mein Heimatsthal!
Muß ich dich auch jetzt verlassen,
Denk ich, wo ich fuhr mein Straßen,
An dich wohl viel tausendmal.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal.

Es ist nicht alles so bacchischmäßig wie diese Strophe. Unter den bisher ungedruckten Gedichten aus späterer Zeit ist manches Schöne, wenn sich auch oft genug die Vorliebe des Feuerwerkers für Sprachkunststücke offenbart und der unglückselige Mangel an Maivetat, der das eigentliche Verhängnis seines Riesengestirns war, sich in der Lyrik am empfindlichsten bemerkbar macht. Ich kann nicht in das Bedauern der Frau Förster einstimmen darüber, daß ihr Bruder so vieles aus früherer Zeit verbrannt hat. Richard Dehmel hat in seiner Vorrede zur zweiten Auflage der „Erschungen“ bestimmt, daß die von ihm jetzt verworfenen Gedichte aus der ersten Auflage nie wieder in seine Schriften aufgenommen werden dürfen, und Gottfried Keller läßt seinen „sterbenden Dichter“ verfügen: